

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 2

Artikel: Die Schule des Lebens
Autor: Reifer, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE SCHULE DES LEBENS

Von Peter Reifer

Illustration von Fritz Traffelet

Als Weltverbesserer, der an jedem bestehenden Wert, ausser dem eigenen, zweifelt, zieht der junge Lehrer aus. Er lernt durch bittere Erfahrungen, dass sich die Welt nicht nach seinen Idealen richtet. Nach langen Kämpfen kommt er zur Bescheidenheit, und nun erst gelingt es ihm, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Der Held des Artikels ist Lehrer. Seine Erfahrungen sind aber allgemein menschlicher Natur, die meisten jungen Menschen, in welchem Berufe sie auch stehen, müssen den gleichen Weg gehen.

Als wir das Patent in der Tasche hatten, zogen wir mit Gefühlen von Weltverbesserern in die Praxis. Vier Jahre lang hatten wir ein köstliches Wissen geschlürft, was allein schon berechtigte, uns über gewöhnliche Menschen erhaben zu dünken; zudem trugen wir die Brust gefüllt mit Idealen, die uns von aller Wirklichkeit entfernten, als betrachteten wir die Welt durch ein verkehrtes Fernrohr. Zu Füßen von Enthaltensamkeitsaposteln hatten wir auf Abstinenz und Vegetarismus geschworen und waren fletschernd durch das letzte Seminarjahr geschlichen. Es ging da immer ums Ganze. Nie hätte es genügt, zu sagen: Stube, Schule, Gemeinde und Kanton; es ging um die Welt!

In diesem Geiste, in solcher Aufgeblasenheit, der immerhin ein Quäntchen ehrlicher Begeisterung nicht abzuspochen war, traten wir in die Praxis.

Nach kurzer Zeit schon erhielt ich mein erstes Vikariat. Als mich der zu vertretende Lehrer zu einem Vorstellungsbuch beim Schulpräsidenten einlud, war ich natürlich voller Widersetzlichkeit. Wofür denn dies? Natürlich, jetzt würden dann die altbackenen Förmlichkeiten losgehen, das Händedrücker, das Verneigen und die hingeplauderten, unaufrichtigen Komplimente. Zwar sass der Herr Präsident, ein würdevoller Herr, Prokurist in einem Schuhcremegeschäft, majestätisch hinter seinem Tische; aber er zeigte sich von einer abweisenden Kälte, die ich natürlich auf mich bezog, dann aber erst später erfuhr, dass sie dem beurlaubten Lehrer gegolten hatte, der infolge allgemeiner Unbeliebtheit kurze Zeit später die Stelle wechselte.

Vierzehn Tage dauerte die Vertretung. Es war keine pädagogische Meisterleistung, was ich in dieser Zeit zusammenstiefelte, und die Schüler erlaubten sich dies und das, was nicht zu einem geordneten Schulbetrieb gehörte, immerhin einer freiheitlichen Auffassung der Methodik noch nicht widersprach. Aber sie schienen nicht unzufrieden zu sein

über meine Wirksamkeit und zeigten fröhliche Gesichter, selbst dann noch, als meine Miene ob all der Kleckse, Fehler und Flüchtigkeiten, die mit eins in den sonst blitzblanken Heftern auftauchten, sich wesentlich verfinsterte, besonders als eines Tages der Schulpräsident seinen Gegenbesuch machte und beim Gehen mir unter der Türe wohlwollend auf die Schulter klopfte und lächelnd sagte: «Jetzt begreife ich, warum die Kinder gern zu Ihnen in die Schule gehen!»

Es war maliziös, wie er dies sagte. Ich vertrug die nachsichtige Güte nicht, die trotz dieser Bemerkung aus des Alten gestrengen Äuglein blitzte, und beschloss, mich zu «rächen». Als die vierzehn Tage herum waren, verliess ich den Ort meiner ersten Wirksamkeit ohne mich abzumelden und ohne beim Pfleger den Lohn geholt zu haben. Den Vater um Vorschuss bittend, entschuldigte ich mich: «Es macht sich nicht gut, zu tun, als ob man den Lohn nötig hätte!» Als wenn ein frischgebackenes Lehrerlein je schon im Geruch der Vermöglichkeit gestanden hätte! Aber das malizöse Lächeln des Schulpräsidenten hatte mich irgendwo gepackt, wo es nicht abzuschütteln war. Ich reiste also weg und übernahm schon am andern Montag an der entgegengesetzten Grenze des Kantons ein neues Vikariat.

Seltsamerweise fand ich es am neuen Orte plötzlich nötig, mich sowohl beim Lehrer als auch bei der Schulbehörde aufgefodert vorzustellen. Wer dabei der scheinheilige Plauderer war, das war ich. denn irgendwo wurmte mich doch der sang- und klanglose Abgang am ersten Orte. Etwas schien auf jeden Fall nicht zu stimmen, als selbst nach einem Monat der Vikariatslohn noch nicht erschienen war. Als wenn der Schulpfleger in Z. den Ort meiner weitem Wirksamkeit im Traume erfahren hätte!

So setzte ich mich eben nochmals aufs hohe Ross und schrieb auf einer Postkarte im kürzesten Proteststil:

« *An die Schulpflege in Z.*

Wie lange muss ein Vikar auf seinen Lohn warten?

Peter Reifer. »

Der Schuss ging hinten hinaus! Statt der erwarteten, damals an grössern Orten üblichen, Vikariatsentschädigung von 100 Franken pro Woche, brachte mir die Post nach zwei Tagen als Gesamtlohn für vierzehn Tage hundertvierzig Franken, was so ziemlich dem gesetzlichen Minimum entsprach.

Wütend über diese Gemeinheit bummelte ich in die Stadt. Obwohl ich genau wusste, was dem Fasse den Boden ausgeschlagen hatte, fühlte ich mich nicht verpflichtet zu einem bereuenden Inmichgehen, sondern übertrumpfte weichliche Gefühlswallungen mit einem neuen Gewaltstreich.

Der Flug ins Leben

Schon lang war es mein Traum gewesen, einmal über die Stadt und über den See zu fliegen. Mangelndes Taschengeld hatte mich bis jetzt an der Verwirklichung des Wunsches gehindert. Jetzt aber steckte ein blauer Schein in der Brieftasche, und im Hosensack klimperten vier blanke Fünfliber. Fliegen! Jawohl, jetzt oder nie!

Auf dem Flugplatz stand gerade ein silbrig glitzernder Dornier zu einem Rundflug bereit. Ich war ausgerechnet der vierte Passagier, auf den der Pilot noch gewartet hatte. Ich zahlte und stieg ein. Der Propeller heulte, die Maschine rollte, erhob sich, stieg in weitem Bogen überm Platz und drehte gegen Stadt und See. Die Welt zeigte sich in neuer Perspektive; verschoben, schräg, klein und winzig die Häuser, unbedeutende Tupfen die Menschen. Dafür türmten sich die Berge jenseits des fleckigen Sees in neuer Mächtigkeit.

Und doch, ich war enttäuscht! Fliegen hatte ich mir vorgestellt als eine seltsame, verzückte und schrankenlose Gelöstheit von allem Irdischen, die alle hemmende Beschränkung des mensch-

lichen Wesens auslösche und sein Innerstes durchglühe mit sonnigster Freude. Was war es nun?! Es zeigte sich wohl in der Tiefe das Land in neuer, spielzeugartiger Form; es machte Spass, auf dem See die Dampfer und auf den Strassen die Autos hinkriechen zu sehen und im Anblick der näher und näher rückenden Berge etwas zu spüren von der Macht, womit der Mensch die Elemente in seine Gewalt gezwungen hat. Aber es fehlte die richtige Freude.

Schon kehrte die Maschine zurück und senkte sich bald in sanfter Schleife gegen den Flugplatz, und die letzte der fränkigen Minute nahte.

« Jede Minute ein Franken! » fuhr es mir plötzlich heiss über den Rücken. Was war es nur, das mir den teuren Sport verdarb? Es blieb nichts anderes, als mir endlich zu gestehen, dass eben während des ganzen Fluges meine Gedanken zurückgekreist waren nach Z . . . , zum dortigen Schulpräsidenten, zum nicht gemeldeten Abzug und zur unhöflichen Karte. Da lag der Hase im Pfeffer! Und eben, als die Maschine den Boden berührte, fasste ich den Entschluss, die Sache einzurenken. Nach der Landung eilte ich sogleich auf meine Bude und schrieb dem Schulpräsidenten in Z . . . einen Brief, der nur so strotzte von höflicher Diplomatie, zugleich aber auch ein ehrliches Beweisstück wurde, dass ich den Weg zur Wirklichkeit gefunden hatte, den Weg von phantastischen, aufgeblasenen Idealen zur Erde.

Nachdem ich mich entschuldigt hatte wegen meiner Verstösse gegen Sitte und Anstand, dankte ich für den überwiesenen Gehalt, der es mir ermöglicht habe, auf einem Rundflug die Schönheit der Heimat kennenzulernen. Und siehe da, mit einem Mal überkam mich die Begeisterung, die mir während des Fluges gefehlt hatte! In aufsprühender Freude, gerade wie mir die Eindrücke wieder zufielen, berichtete ich dem Herrn Schulpräsidenten in Z . . . über das Erlebnis eines ersten Fluges.

Der dicke Brief brachte den alten

Herrn wohl genau so aus dem Häuschen, wie vorher die unhöfliche Karte es getan hatte.

Kurz und gut, drei Tage später brachte die Post einen Gehaltszustupf von fünfzig Franken und ein Brieflein folgenden Wortlautes:

« Junger Mann! Der Gehalt war nicht so kurz wegen der kurzen Anfrage und der nicht gemeldeten Abreise. Auch ich liebe Kürze. Aber die offene Postkarte war in diesem Falle doch zu unhöflich. Nun aber Schwamm darüber! Ihr Flug freut mich. Ich wünsche Ihnen für Ihre weitere Entwicklung alles Gute.

Mit besten Grüßen

B . . . , Schulpräsident. »

Aus den Wolken gefallen

Der Weg in die Wirklichkeit war aber mit diesem Erlebnis allein noch nicht gefunden. Das zweite Vikariat brachte wohl einen vollen Geldbeutel, keineswegs aber den pädagogischen Erfolg; denn mit der

der Welt, wenigstens meiner Welt, werden sollte.

Diesmal begann ich meine Tätigkeit mit der nötigen Bescheidenheit. Während meiner Wanderungen war nämlich in mir die Einsicht erwacht, dass allerlei vom Seminarkönnen, Seminarwissen und vorab von der Seminareinstellung zur Welt sang- und klanglos begraben werden dürfe. Hatte bis jetzt der hochschwebende Geist in die Zukunft gegriffen und das unbekannte Leben in Gedanken geschulmeistert, belächelt und betrotzt, so liessen die ersten Zusammenstösse mit der Welt die beissende Kritik auf das eigene Leben zurückschlagen. Die Auflehnung, die sich bis jetzt erschöpft hatte in Phrasen über die Welt und kleinen Protesten knabenhafter Art, fand sich ein leichtes Ziel: die eigene jüngste Vergangenheit, das Seminar und das Elternhaus.

Da war zuvorderst das dumpfe Gefühl, im Seminar alles mögliche gelernt zu haben, bloss sehr wenig darüber, wie man Schule halten müsse. Gewiss, man hatte in manche Wissenschaft die Nase hineingesteckt; aber eben, es war nir-

Unsere Behörde hat die Pflicht, sofort zu prüfen, wie der Gefahr der getarnt schweizerischen Presse wirksam begegnet werden kann.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

Disziplin haperte es mehr als am ersten Ort, und als ich den Lohn holte beim Pfleger, erhielt ich zur Dreingabe das bissige Wort: « Sagen Sie aber ja niemandem, wieviel Sie erhalten haben! »

Darum floh ich jetzt aus der Gegend und verbrachte den Nachsommer auf Wanderungen im Tessin und Bündnerland.

Das beginnende Wintersemester brachte dann das dritte Vikariat, und zwar in Schuppisrüti. Als ich nach langem Suchen auf der Karte das einsame Nestchen endlich gefunden hatte, da ahnte ich noch nicht, dass das kleine

Bauerndorf mit den Jahren zum Zentrum gends mehr als eine Nase voll gewesen. Man wusste allerlei, aber im Grunde doch bloss soviel, dass nichts damit anzufangen war. Die Überzeugung setzte sich durch, nichts zu sein, nichts zu können, viel weniger zu können als ein Handwerker, der sich wenigstens in vier Jahren Lehrzeit mit den Problemen seines Berufes hat herumschlagen müssen. Wir aber hatten alles mögliche getrieben, von Darwin bis Newton, von der Quadratwurzel bis zur Analytischen; aber was eigentlich die Schule anging, damit stand es bitterlich mager, und das Gescheiteste, was es zu tun gab, war allen-

falls, sich zu erinnern, wie es war, als man selbst zur Schule ging.

Vielleicht ist es so, dass in Methodik und Pädagogik nicht eigentlich doziert werden kann, da die Arbeit des Lehrers im Wesentlichen auf einer lebendigen Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schüler beruht, die nicht so angelernt werden kann, wie die berufliche Fertigkeit eines Maurers.

Damals aber war mir bloss klar, dass ich mit einer unverantwortlich geringen beruflichen Ausbildung in die Praxis trete, und setzte ich dazu, wie unfertig und zerrissen daneben meine Persönlichkeit war, so packte mich manchmal ein Grauen, vor die Schüler zu treten. Dieses Grauen war es auch gewesen, das mich am zweiten Vikariat die tollsten Pöbeleien hatte einstecken lassen.

Am guten Willen fehlte es mir also nicht mehr. Dass aber diesmal die guten Vorsätze nicht den Weg zur Hölle pflasterten, war sicher in der Hauptsache nicht mein Verdienst, sondern ebenso sehr dasjenige der Einwohner von Schuppisrüti. Zwar hatten sie mich als ihren Lehrer eingestellt, doch merkte ich bald, dass die Gemeinde mich ebensoviel zu lehren hatte wie ich sie.

Mein Vorsteher, ein alter, gütiger Herr, spürte, dass es nötig war, mir möglichst rasch den Zugang zu den Einwohnern zu verschaffen, da ich doch nicht im Wirtshaus mit den Männern zusammenkomme. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich manche heilsame Dusche.

Eine Frau begrüßte mich mit den Worten: « Den grossen Buben haben wir zu Verwandten getan. Er würde bei einem so Jungen doch nicht recht tun und wohl auch zu wenig von ihm lernen. »

Auf meinen Zählgängen hatte ich bald erfahren, dass die Schule mitsamt dem Lehrer in Schuppisrüti keineswegs als der Himmel schlechtweg angesehen wurde, sondern dass Schulwissen und Schulkönnen in der Achtung der Leute eine gesunde und natürliche Begrenzung fand. Nicht bloss einmal erzählte man mir den Fall des Hinderödli Fritz, der in der

Schule ein Tausendkerl war, später aber doch nicht über drei Geissen hinauskam und jetzt wohl hungern müsste, wenn nicht die Frau ihn mit Nachsticken erhielt, während der Mauserjoggel, der nie über die vierte Klasse hinausgekommen war, ein Allerweltskönner geworden sei, Mechaniker, Veloflicker und Radioinstallateur. Und als in der Nachbargemeinde ein neues Geläute eingerichtet worden sei, sei er Tag für Tag im Glockenstuhl gehockt und habe die elektrische Läutevorrichtung studiert. Ja, ja, es gebe eben eine Klugheit, die in der Schule gar nicht zum Vorschein komme. Darum also nicht zu streng, Herr Lehrer!

Das will aber gar nicht heissen, dass die Leute die Schule nicht beobachtet hätten. Ein Zwischenfall möge es beweisen.

In der Schule ging es recht ordentlich, aber mit den Schriften hatte ich immer wieder zu tun, weil mich manchmal die Zeit reute für das Üben. Am schlechtesten schrieben die Schüler gewöhnlich in der vierten Klasse, wenn sie schneller zu schreiben und sich mehr auf die Hefte umzustellen hatten. Eines Winterabends traf ich auf dem Heimweg vom Zug mit einem Bauern zusammen, dessen Mädchen gerade in der vierten Klasse war. Im letzten Viertel des Weges fragte der Bauer plötzlich:

« Was macht 's Rosali? »

« 's isch flyssig und chan sy Sach. »

« Bloss d'Schrift isch gägewärtig e chly abenand. »

« Das ischt halt so i de Vierte, wenn s' meh müend schrybe. »

Sagt der Begleiter:

« A Usred ischt gschwind do, wenn de Lehrer nünt cha! »

Das war eines ans Bein!

Wir schritten schweigend von da an. Der Bauer wird sich königlich gefreut haben; ich aber hatte viel zu tun, eine böse Antwort zu unterdrücken. Heute noch bin ich froh, dass die Antwort unterblieb, denn später ist das Rosali zu einer famosen Schrift gekommen, ist überhaupt ein flottes Mädchen geworden,

das wie der tüchtigste Kavallerist durchs Dorf reitet und zudem dafür bekannt ist, die beste Mäusefängerin der Gemeinde zu sein, so dass die Buben neidisch sind auf ihre Geschicklichkeit.

Die Einstellung des Mannes war im übrigen typisch. Es interessiert die Leute wenig, mit welcher methodischen Finesse der Lehrer etwas an die Kinder heranbringt, sondern was gilt, ist eben doch, dass der Schüler schön schreibt, dass er richtig rechnen und lesen kann. Ich habe nach der ersten, zu weichlichen Art des Unterrichtens auch diesem Einschätzen der Schule Rechnung getragen.

Es war übrigens ausgerechnet eine Frau, die durchaus nicht Anspruch machte, sich zu den Gebildeten zu zählen, welche mir meine wichtigste Lektion erteilte.

In einer Stube befand sich die Mutter waschend und striegelnd inmitten einer grossen Kinderschar. Ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen: «Nicht wahr, Frau Strohberger, eine grosse Aufgabe ist es halt doch, eine solche Schar Kinder in Ordnung zu halten!»

Die Antwort lautete: «Keine Aufgabe, sondern eine Freude!»

Und das war gesagt mit einem Stolz und mit einer Überzeugung, dass ich mich schämte, denn eigentlich hatte ich bis jetzt nicht gefunden, dass das Leben eine so wahrhaft überzeugende Freude sei.

Auch die Kinder schienen dieser Auffassung zu sein. Sie waren ganz anders als die Kinder der grossen Orte, wo ich bis jetzt vikariert hatte. Sie waren fleissig, hielten Disziplin, so dass der Schulkarren lief, ohne dass diese oder jene Methodik eine grosse Rolle gespielt hätte. Die Kinder waren eben gewohnt zu arbeiten, waren besonders in kleinen Verhältnissen zu Hause stark eingespannt. Da gab es Fünft- und Sechstklässler, die bereits schafften wie Knechtlein und denen die Schule etwas zu bedeuten hatte wie Ferien.

Meine eigentliche Lehrzeit begann aber erst, als ich anfang, am Gemeindeleben aktiv teilzunehmen.

Der Dirigent

Was in der ersten Zeit wie ein Schatten über Schuppisrüti lag, war der Männerchor. Zwar ging es mit dem Schulgesang in Schuppisrüti frisch und fröhlich darauf los. Aber der Männerchor... Erstens hatten wir im Seminar nie den Taktstock schwingen müssen, und zweitens musste es ein seltsames Ding sein, vor gesetzten Herren zu stehen und zu befehlen. Zudem waren meine Dirigentenerfahrungen am zweiten Vikariatsorte mehr als trüblich ausgefallen. Den vertretenen Lehrer hätte ich auch als Dirigent eines Damenchores vertreten sollen. «In drei Wochen», sagte die Präsidentin, «haben wir unser Theater. Das üben wir selber ein. Nur einige Lieder fehlen uns noch. Als erstes wünschen wir: Herzl, was kränkt dich so sehr...»

Bitte, es ist kein Witz!

Tage voraus übte ich das Lied, immer mit dem gleichen Erfolg, dass ich in der zweitletzten Linie den Einsatz verpasste. Viel zu früh sass ich am Abend der ersten und letzten Probe im Saale des Gasthofes zur «Linde» und wartete auf die anrückenden Schönen. Solang ich mit ihnen von Angesicht zu Angesicht reden konnte, ging es noch an; aber als ich mich ans Klavier setzte und der Sopran das Podium betrat, während der Alt an den Tischen schwatzte und kicherte und ich zwischen zwei Fronten sass, wucherte mein Angstkomplex ins Riesenhafte. Ich fühlte Blicke in meinen Rücken stechen. Zum Teufel also: Laaa! Höher bitte! Es war wohl recht, aber ein bisschen reklamieren konnte meinem Ansehen nichts schaden. Den Einsatz in der zweitletzten Linie aber verpasste ich eben doch wieder. Ich schwitzte. In der Pause ging ein verdächtiges Niesen und Lachen durch die Mädchenschar, und die Präsidentin erschien mit einem Schnaps: «Zur Stärkung, Herr Dirigent!» Ich stürzte den Fusel hinunter und demissionierte. Und nun sollte es in Schuppisrüti wieder losgehen!

Ja, ganz ähnlich ging es auch hier.

Mit Hilfe des erfahrenen Präsidenten hatte ich zwei Lieder ausgelesen für den Winter. Die übte ich, bis ich sie konnte. Aber mit bloss einem Liede pro Stunde mochte ich nicht landen. Die Sänger wünschten alte Lieder zu wiederholen. Eines der ersten hiess: « Das ist der Tag des Herrn. »

Ich gab den Ton an. Los! Aber an gewissen Stellen warteten die Sänger auf das Zeichen des Dirigenten, der aber fuchtelte planlos herum, als wollte er schwimmen lernen, und der « Tag des Herrn » erlitt kläglichen Schiffbruch.

« Ja, so geht es nicht », sagte der Präsident, « darf ich es Ihnen einmal zeigen? »

Natürlich lachten die Sänger. Aber es war ein taktvolles Lachen, ein gutmütiges: Jedermann muss einmal anfangen! Das Nebenausstehen war gar nicht so schlimm. Der Präsident, ein in vielen Vereinen ergrauter Junggeselle, verstand die Geschichte aus dem ff. Er stimmte an und dirigierte den Chor mit wenigen Bewegungen um alle Klippen herum, und wieder einmal zeigte es sich, dass es im Leben nicht so sehr auf masslosen Schwung ankommt, als auf weise Beschränkung der Bewegungen.

Der Bürgerpräsident

Nach einem guten Vierteljahr, kurz nach Neujahr, wurde ich als Schuppsrüter Lehrer gewählt. Dass diese Wahl so rasch erledigt wurde, daran hatte mein Kostmeister einen guten Anteil. Der alte Zingg, ein ehemaliger Bauer, damals noch Bürgerpräsident und Privatier, hatte an der Gemeinde ein Wort zu meinen Gunsten eingelegt, und schon klappte es.

Der Bürgerpräsident war ein altes Männchen, litt heftig an Asthma, und wenn das Wetter neblig war, hustete er sich blau. Trotzdem der Schulgemeindegottesdienst neblig war, hatte es sich der alte Zingg nicht nehmen lassen, an die Gemeinde zu gehen. Kurz darnach erkrankte er und starb.

Es war ein eigenartiges Sterben, das erste, das ich in so unmittelbarer Nähe mitmachte.

Eine Woche vor dem Tode sass der Bauer wieder einmal keuchend in der Stube und schlürfte seinen Tee. Tee, selbstgesuchter Tee war seine Spezialität. Damit ist er nicht der einzige in der Gemeinde. Tee ist eine angesehene Sache, und mit meinen botanischen Kenntnissen mochte ich nicht landen. Wenn ich im besten Falle den Namen eines Krautes wusste, der Bürgerpräsident wusste, wozu es zu gebrauchen war, ob für das Fieber, ob fürs Wasser, ob für den Magen. Dieser Glaube an die Kräuter ist es wohl auch, was vor allem ältere Leute eher zu einem Quacksalber springen lässt als zu einem Arzte. Überhaupt, ein Arzt hat es nicht leicht um solche Kerle herum. Wenn er ihnen etwas verschreibt, nehmen sie daneben ihr Hausmittelchen, und wenn es bessert, ist selbstverständlich nicht der Arzt schuld gewesen. Bloss zwei Ärzte dürfen sich in der Gegend eines gewissen Rufes erfreuen. Beides sind Fuchse. Der eine weiss, dass die Patienten ihm nur gehorchen, wenn er ihnen einen gehörigen Schrecken einjagt. So haben die Menschen, die ihn rufen, gleich mehrere Übel und eines gefährlicher als das andere. Gerade kürzlich erzählte mir wieder ein Vater, sein Sohn habe Blinddarmentzündung, einen Anfang von Gehirnentzündung und wahrscheinlich auch die Lungenentzündung. Selbstverständlich kann sich dieser Arzt bei solchen Diagnosen glänzender Heilungserfolge rühmen.

Ein anderer Arzt weiss die Freude am Geheimnis und Mysterium auszunützen. Einmal hatte ein junger Mann einen plötzlichen Hautausschlag. Der Arzt legte vor ihn hin eine Reihe von Salbebüchlein, nahm ein Pendel aus der Tasche, hielt es über die Salben, und dort, wo es auszuschlagen begann, sagte er: « Die passt! »

Wie gesagt, der Bürgerpräsident hielt sich an seinen Tee. Der Doktor kam nach dem Wahlsonntag das erstemal die-

Unsere Behörde hat die Pflicht, sofort zu prüfen, wie der Gefahr der getarnt schweizerischen Presse wirksam begegnet werden kann.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

sen Winter und das zweitemal, als der Mann bereits tot war.

Als der Bürgerpräsident am besagten Tage seinen Tee schlürfte, während die Präsidentin und ich am Mittagessen saßen, begann er mit einem Mal:

« Herr Lehrer, wenn Sie sich fürchteten, müend Sie jetzt scho e anders Choschtort sueche. »

« Vor wa förche? »

« Es git halt so Oagnehms, we me's eso hät. »

« Domms Züüg! »

« Aber wenn's mit eim z'End goht, scho. »

« No lang nöd, Herr Präsident. »

« Die nöchschte Woche läb i nümme. I ha so e Gefühl. »

Die Präsidentin und ich lachten. Aber tatsächlich, schon andern Tages blieb der Mann im Bette. Am Mittag des folgenden Tages rief er uns in die Kammer. Da sprach er denn zur Frau:

« Lisbeth, wenn i sterbe, wird nöd ghüüet. Mer händ üsen Tal gschafft. Zwor han i dir mängs böses Wort geh; aber du häsch es nötig gha. »

Dann wandte er sich zu mir:

« Und Sie, Herr Lehrer, söttest eigetlech a myner Lych hätte. I schenk Eu das. D'Lisbeth wird scho för mi hätte! »

In der folgenden Nacht weckte mich die Präsidentin, es gehe zu Ende. Im Nachbarhaus musste ich den Bruder des Sterbenden holen, und zu dritt umstanden wir das Lager. Als das letzte Röcheln verstummt war, drückte der Bruder dem Toten die Augen zu. Dann fasste der stämmige Mann die erkaltete Hand und sprach fast hart:

« 's isch fertig. »

« Fertig », echote es von der Präsidentin her. Die Greisin stand aufrechter als sonst. Sie hatte die Hände gefaltet.

Keine Klage brach über ihre Lippen. Nach einer Weile bot sie uns die Hand und dankte für unser Kommen. Schweigend verliessen wir die Kammer. Dies ergriff mich am meisten, dass Menschen, die ein ganzes Leben lang gemeinsam die Scholle bebaut haben, gemeinsam frohe Tage durchlebt, Misswachs, Seuche und Unwetter ertragen haben, den Tod als etwas Selbstverständliches hinnehmen, scheinbar gefühlsarm. Wer aber auf dem Land aufgewachsen ist und schon mit den Leuten zusammengearbeitet hat, weiss, dass die rauhe Schale Grösse birgt.

Es war dies der erste Sterbende, den ich gesehen habe, und es ist ein Glücksfall gewesen, dieses Bild des Todes als ein so mutiges Scheiden erleben zu dürfen, um so mehr, als ich später in langer Spitalzeit den und jenen das graue Entsetzen ankommen sah, wenn das letzte Stündlein schlug. Irgendwie dachte ich immer, der Präsident sei gestorben wie ein Fürst.

Der Bürgerpräsident hatte einen Sohn. Fritz hiess er und war auf einem guten Posten in einer ausländischen Metropole. Er wurde heimgerufen und erschien am Tage vor dem Begräbnis. Dieser Mann, selbst wenn sich in jenen Jahren viel Ruhm und Ehre um seine Person gehäuft hatte, war trotz Bildung und weltmännischem Betragen noch ein völliger Schuppisrüter. Natürlich hatten mir die Kostleute längst erzählt von ihrem Sohne, von seiner Schulzeit, seinen Studienjahren, von seiner Frau und seinen Kindern, und ich wusste auch, dass er erst kürzlich im Extrazug an einen Königshof geholt worden war, einen krebserkrankten Monarchen zu behandeln. Es will zwar für einen Demokraten nichts Wesentliches bedeuten, vor einem König zu stehen. Aber wenn ein Bauernsohn aus Schuppisrüti von einem König geholt wird

mit dem Rufe: « Hilf mir! » dann ist es doch ein Ereignis, an welchem auch ein Republikaner seine Freude haben darf. Und an die Beerdigung kamen noch andere gewichtige Menschen, eine angesehene Frauenführerin und ein bekannter Journalist, die ihrer Abstammung nach Schuppisrüter waren und gern die Verbundenheit mit der Heimat ihrer Voreltern bezeugten. Dies war mir neu, dass man nicht nur in falscher adeliger Überhebung auf seine Vorfahren hinweist, sondern um aus der Verbundenheit mit der Vergangenheit Kraft zu schöpfen und vor dieser Vergangenheit Rechenschaft abzulegen über seine Arbeit. Und wenn ich nun begann, auch meine Vergangenheit nicht bloss bis zu meiner Person zu überblicken, sondern bis zu den Eltern und Voreltern, so lag darin keineswegs das Modegerüchlein des erst später erwachenden Rassewahns, sondern ein entwicklungsnotwendiges Einordnen in die Zeit. Jawohl, nicht bloss ich hatte ein Gesicht, nicht bloss die Gemeinde, sondern auch die Vergangenheit hatte ein lebendiges Gesicht, und mit dieser Erkenntnis war der Weg frei für eine fröhliche Bescheidenheit und zu einem beglückenden Einordnen in die verschiedenen Gemeinschaftsformen von Staat und Gemeinde.

Einer von ihnen

Es war mir darum auf einmal kein lästiges « Muss » mehr, als mich eines Tages die Schuppisrüter zum Gemeindeschreiber und Vizevorsteher wählten. Ich hatte also von da an die Pflicht, an allen Sitzungen der Behörde teilzunehmen und das Protokoll zu führen über die Verhandlungen der ordentlichen Gemeindeversammlungen, der Elektra-, Zuchtstier- und Mauserkorporation.

Nun sind zwar die Geschäfte einer so kleinen abgeschiedenen Gemeinde nicht sehr grossartig. Dennoch stimmt es, wenn man sagt, die Teilnahme an den Gemeindeversammlungen sei eine gute staatsbürgerliche Erziehung. Der Raum ist übersichtlich, die Geschäfte sind be-

kannt. Als Haupttraktanden kehren immer wieder die Armenrechnungen, die Strassen und die Wahlen. Die Ausgabenposten erreichen nie eine gewaltige Höhe, was nicht hindert, sie genau abzuwägen und mit den Steuern in Einklang zu bringen, und die Mode der steigenden Defizite ist noch unbekannt.

Da die Ortsgemeinde sich nicht deckt mit der Schulgemeinde, werden die Versammlungen nicht im Schulhaus, sondern in einer Wirtschaft abgehalten, wobei streng darauf geachtet wird, dass keiner ein Glas Saft oder Bier vor sich stehen hat während der Verhandlungen. So hocken denn die Männer « trocken » an den Tischen, fechten dafür aber rauhend ihre Kriege aus.

Viele lassen es zwar bei der beliebten demokratischen Art bewenden, nach der Versammlung über die Beschlüsse zu maulen. Andere wieder gefallen sich darin, zum zehnten Male längst verworfene Anträge zu bringen, und manchmal hat ein Beschluss einen Stich ins Spiessrische, was alles nicht hindert, dass die Versammlungen recht würdig geführt werden, selbst wenn in der Mauserkorporation beschlossen wird, dass in Zukunft bloss noch Mäuse mit Schwänzen entschädigt werden. Es kam nämlich vor, dass in der Nachbargemeinde nur die Schwänze abgegeben werden durften, so dass sich für gerissene Schieber die Möglichkeit für « Devisenschmuggel » ergab. Oder wenn die Elektraversammlung irgendwo zwei neue Strassenlampen zu erstellen wünschte und aus den beantragten zwei Lampen infolge persönlicher Eifersüchteleien deren zwölf wurden, so ist das etwas, worüber man getrost lachen darf.

Es wäre wohl schön, die ganze Gemeinde Schuppisrüti vorzustellen in ihren einzelnen Einwohnertypen. Es muss jedoch genügen, zu sagen, dass wir von allem haben, vom Humoristen, der den Schülern zuliebe den Maikäfern die Köpfe abbeisst und Mäuse fängt, um sie in seiner Stube wieder herauszulassen, vom Milchfälscher und Ämtlifresser über den

Wilderer eine ganze Reihe Typen bis zum tragischen und komischen Liebhaber. Es fehlt nicht an Motiven für einen neuen Roman « Geld und Geist ».

Wer sich das Dörfchen etwa vorstellt als den Schauplatz eines Rousseauschen Erziehungsromans, wo die Menschen von Geburt an kristallklare Seelen besitzen, oder glaubt, es wäre der richtige Ort für eine Gessnersche Idylle und Schäferszene, oder sich das Dörfchen etwa vorstellt als Schauplatz eines vaterländischen Epos, der muss sich bekehren lassen. Die Menschen hier kennen Gut und Schlecht zwar sehr wohl, aber sie scheuen sich manchmal gar wenig, mehr oder weniger schlecht zu sein; sie lieben einander wie zu Grossvaters Zeiten, aber die Liebe ist gelegentlich auch ein Kuhhandel; das Vaterland gilt etwas; dennoch ist das letzte Mal ein Teil des Funkenholzes gestohlen worden, ehe man es am 1. August anzünden konnte.

Das ist alles weiter kein Nachteil, es belebt das Bild, und sicher ist es in Schuppisrüti so schöner, als wenn es ein Gessnersches Idyll wäre. Ich finde es wenigstens für meine Entwicklung günstig, eingesehen zu haben, dass das Leben selbst an kleinsten Orten viel zu formenreich ist, um sich nach Rezept « zucker-süss » sterilisieren zu lassen.

Alle diese Erkenntnisse kamen mir nicht auf einmal, sondern erst ganz allmählich in der Schule des Lebens. Richtig klar wurden mir alle diese Dinge, als ich nach einiger Zeit mit einer hartnäckigen Infektionskrankheit bedacht wurde, her-rührend von schlechter Milch. In den langen Monaten im Spital hatte ich Zeit, über alles nachzudenken.

Meine Krankheit brachte mich dem Tode nahe.

Das Leben, das ich nach dem Seminar so stolz bewimpelt begonnen hatte, fiel damit in ein fades Nichts zusammen,

war zu gewissen Zeiten ein fadendünnes Etwas, doch dann, als es wieder besserte und ich wusste, wieder leben zu dürfen, ein reiches Geschenk. Ein dreifaches Geschenk sogar: Erstens zog ich im Herbst, als ich nach achtmonatiger Bettlägerigkeit an Krücken wieder das Gehen lernte, nicht mehr als der Herr Selbstgerecht in die Welt, sondern, was vor allem in Schuppisrüti an Bescheidenheit herangereift war, wurde in der langen Ruhezeit erst recht bewusst, so dass nachher meine Arbeit mehr als vorher der dankbare Versuch wurde, im kleinsten Kreise kleinen Aufgaben gerecht zu werden. Zweitens erfuhr ich, dass die Schuppisrüter meine Arbeit ein bisschen schätzen gelernt haben. Landleute sind es nicht gewohnt, Ruhm auf den Lippen zu tragen. Aber wenn sie in das Spital kamen und sagten: « Wir plangen, bis Sie wieder kommen », so war es etwas ganz besonders Schönes. Und drittens endlich lernte ich in dieser Ruhezeit meine spätere Frau kennen, die sich sogar freute, Schuppisrütis Stille geniessen zu dürfen.

Ausklang

Und Jahre sind vergangen. Tatsächlich, irgendwie ist Schuppisrüti ein Erfolg geworden. Die Examenberichte sagen das, auch abgewiesene Berufungen an grössere Orte.

Ich weiss heute, dass es ein ganz besonders gütiges Geschick war, das mich nach Schuppisrüti verbannt hat; denn dieses Schuppisrüti ist nicht ein kleines Nest, in dem man unbedingt versumpfen muss, sondern ein Erdenwinkel mit einer grossen Fülle des Lebens. Die Hauptsache ist, dass auch hier das Leben in seinen bescheidensten Formen eine Gnade ist, was in unserer Stille vielleicht leichter eingesehen wird als im Großstadtrummel, indem sich hier der Mensch eher abgewöhnt, sich und sein Können als das Alleinseligmachende zu betrachten.